

Cornelia Spohn

Gedanken zu einer Fallsupervision mit dem Team einer Wohngruppe der Jugendhilfe

*Es sind nicht die Dinge,
die uns beunruhigen,
sondern unsere Meinung über die Dinge*
Seneca

Vorgestellt wird ein junger Eritreer, 16 Jahre alt, vor sechs Monaten als unbegleiteter minderjähriger Flüchtling nach Deutschland gekommen. Abayomi (Name geändert) gehe nur unregelmäßig zur Schule, wolle stattdessen Geld verdienen. Er sei verschlossen, in Gesprächen komme man an ihn nicht ran, auch in der Gruppe sei er eher zurückgezogen. Im Verlauf der Fallbesprechung fallen Sätze wie „der will immer nur haben, aber nichts geben“, „ich weiß gar nicht, was der von mir will“, „mit dem kann man nicht reden“.

Beschreibungen, die auf viele Jugendliche zutreffen – wohl eher Alltag in der pädagogischen Arbeit einer Wohngruppe. Doch der Ton ist anders: es klingt empört, entrüstet, auch beleidigt, dass ihre Angebote nicht angenommen werden.

Ich fühle ziemlichen Ärger aufsteigen – wo ist die Empathie mit diesem jungen Flüchtling? Warum müssen sie Abayomi so entwerten? Wieso ist ihr Blick auf ihn so eingeschränkt? Was wissen sie überhaupt über ihn? In der Identifikation mit dem jungen Eritreer fühle ich mich abgelehnt, zurückgewiesen, schlecht behandelt. Ich kann verstehen, dass Abayomi sich zurückzieht und keine Lust hat, mit den Betreuenden zu sprechen. Sie haben ja auch kein Interesse an ihm. – Insofern: das passt.

Ich bin aber auch irritiert – ich habe das Team schon anders erlebt: zugewandt, mitfühlend, nachfragend, humorvoll. Sie sind mit Abayomi so gar nicht im Kontakt – was steht dazwischen? Wissen sie etwas über seine Fluchterfahrungen? Wollen sie davon überhaupt etwas hören? Oder wollen sie sich vielmehr schützen vor dem Schrecklichen, das mit den Geflüchteten so nah in unser Leben „eindringt“? Was macht ihnen die Beziehung so unmöglich? Was ist es von der „anderen Kultur“, die sie anführen, oder der Holprigkeit der sprachlichen Verständigung, deren Übersetzung so schwer fällt? Was macht Abayomi für sie so „fremd“?

Auf Nachfrage wird deutlich: das Team will gar keine Fallbesprechung; „der Fall“ Abayomi wird erzählt zur Begründung, warum sie keine jugendlichen Flüchtlinge in der Gruppe wollen. Und wenn sie schon müssen, dann auf jeden Fall nur wenige, so dass die Gruppe gemischt bleibt. Es herrscht große Sorge, dass sie zu einer „reinen umF-Wohngruppe“ werden, weil das Jugendamt entsprechend nachfragt und der Träger die Plätze belegt haben will. In der Supervision wollen sie besprechen, wie sie sich am besten dagegen wehren können. Also, Abayomi zum Beispiel...

Die aktuelle Flüchtlingsmigration wird zum Problem. Für das Team ist es eine Krise, die auch zur Katastrophe werden kann: „Wie sollen wir die alle integrieren?“ „Wir wissen doch

gar nicht, wer da alles kommt“, „Und die haben keinen Respekt vor Frauen, hat man doch in Köln gesehen“ ...

Angst, Unsicherheit, Ohnmacht – es sind existenzielle Gefühle, die spürbar den Raum besetzen. Ärger auf „die Politiker“, die nichts oder zu wenig oder das Falsche tun und die Ängste der Bevölkerung nicht ernst nehmen. Auch ich fühle mich zunehmend hilflos und ärgerlich – bin ich hier in eine Pegida-Veranstaltung reingeraten? Was will das Team von mir? Was braucht es? Und was hat das Ganze eigentlich mit Abayomi zu tun?

Ich bin völlig überfordert – und das bringt mich auf eine Spur, die sich stimmig anfühlt: Abayomi steht für einen Konflikt in der Institution, in der sich das Team übergeben und ohnmächtig fühlt und um seine Gestaltungsmöglichkeiten fürchtet.

Ich lenke das Gespräch zurück auf die Wohngruppe, nehme das Anliegen des Teams ernst: Sie wollen von ihrem Träger in ihren Befürchtungen ernst genommen werden und nicht aufgrund von Sachzwängen (Belegungsdruck) alles akzeptieren müssen. Sie ringen als pädagogische Fachkräfte um eine Teilhabe, da die Betreuung von jungen Flüchtlingen sie an Grenzen stößt, die ihre Fachlichkeit in Frage stellen, überfordern oder auch Angst machen.

Es geht um Wesentliches: Wie funktioniert das mit der Integration, die immer auch bedeutet, dass sich alle Beteiligten verändern – nicht nur die, die kommen, sondern auch die, die da sind? In der Auseinandersetzung des Teams geht es auch um die Integration der eigenen Ängste und Befürchtungen.

Zum Schluss der Sitzung kommen wir noch mal auf Abayomi zu sprechen. „Für die kurze Zeit kann der schon ziemlich gut Deutsch“, „Er will immer arbeiten, weil seine Familie das Geld braucht“, „Irgendwie ist er ja auch ein ganz Netter“ – die Haltung dem jungen Mann gegenüber ist wesentlich entspannter.

Mich beschäftigt diese Sitzung nachhaltig. Im Mikrokosmos dieses Teams scheinen einige der Themen auf, die auch mich als Bürgerin unserer Gesellschaft beschäftigen: Wie verändert sich unser Zusammenleben durch den Zuzug von so vielen Menschen? Wie sind Partizipationsprozesse zu gestalten? Wertekonflikte zu verhandeln? Wie lange trägt das Mitgefühl; was wird, wenn Angst und Hass übermächtig werden? Die geflüchteten Menschen zeigen uns auch einen Spiegel, in dem wir die eigenen Versäumnisse sehen – wir können wir diese Erkenntnisse für uns alle nutzen?

Während ich diesen Text schreibe schickt mir eine Freundin einen link zu einem Interview in ZEIT online; darin sagt der Psychoanalytiker Matthias Wellershoff:

„Die neue Wirklichkeit der Flüchtlingszuwanderung begegnet uns als extreme Verunsicherung. Ich denke, sie präsentiert sich uns als Herausforderung, an ihr reifen zu müssen. Es geht uns wie Jugendlichen in der Adoleszenz: Zuerst hat man unweigerlich Angst. Dann erprobt man die eigenen Fähigkeiten, sammelt Erfahrungen, prüft die Realität.“

Genau, denke ich. Und dann geht es weiter.